

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte =
Annuaire de la Société suisse de préhistoire = Annuario della Società
svizzera di preistoria

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte

Band: 36 (1945)

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

XIII. Bücherbesprechungen

Ernst Meyer, Die Schweiz im Altertum. Sammlung Dalp, Bd. 20, 127 S., 7 Pläne, 9 Abb. Verlag A. Francke AG., Bern 1946.

Ein schlichtes Bändchen, das in gedrängter Form die römische Geschichte der Schweiz dem gebildeten Leser nahe bringt und ihn in den allgemeinen Kulturzustand einführt, der unser Land mit einem Schlage weit über die urgeschichtlichen Zeiten hinaushob. Ernst Meyer verzichtet auf jede Diskussion über strittige Fragen und damit auf jeden gelehrten Apparat, einzig bestrebt, den Leser sicher und angenehm zu führen. Es ist sein Verdienst, dieses nicht leichte Ziel auch tatsächlich erreicht zu haben. Das Hauptgewicht seiner Darstellung liegt in der Schilderung des geschichtlichen Ablaufs, den er begreiflicher Weise schon mit dem Kimbernsturm beginnen läßt; er beschließt ihn mit der Landnahme durch Alamannen und Burgunder. Besonders ansprechend ist die Art und Verteilung der Siedlungen über das ganze Land hin gezeichnet. Das kleine Werk müßte vor allem in der Bibliothek jedes Lehrers zu finden sein. K.K.-T.

Pierre Bouffard, Nécropoles burgondes de la Suisse et Garnitures de ceintures. Avec 126 p., 6 fig., 1 carte et 26 pl. Genève-Nyon 1945.

Der Verfasser hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, einen „catalogue raisonné“ der burgundischen Gürtelschnallen zu entwerfen, und zwar durch Einteilung des Materials in A. tauschierte und B. bronzene Gürtelschnallen. Gruppe A gliedert er nach dem Vorgang von H. Zeiß in die Untergruppen a. trapezförmige, b. rechteckige, c. Schnallen verschiedener Form. Bei der B-Gruppe unterscheidet er den Kreis der Greifen, der Greifen mit Kreuz und den Kreis der Anbetenden. Durch diese erstmalige klare Gliederung legt er die Grundlage für eine Untersuchung der verschiedenen Typen und ihrer Verbreitung und ihres zeitlichen Einsetzens.

Wenn er in der Einleitung auf S. 11 nun schon vorweg den Schluß zieht, die Jahre 443 und 534 seien wohl historische Daten, aber keineswegs archäologische, so hätte man das lieber am Ende seiner Ausführungen als Schlußfolgerungen entgegengenommen. Denn in dieser starren Form läßt es sich doch nicht halten. Mit dem Moment der Landnahme durch die Burgunder (443) setzt die Vermischung der Keltorömer mit den burgundischen Kriegeren ein. Die letztern heiraten einheimische Frauen und übernehmen Sprache und römisches Kulturgut. Daher erscheinen hier früh Gürtelschnallen mit christlichen Daniieldarstellungen und lateinischen Inschriften, während Alamannen und Ostgermanen auf ihren Fibeln noch lange germanische Runeninschriften führen. Nach der Einverleibung der burgundischen Sapaudia ins fränkische Reich (534) ist (seit 550) ein ausgesprochen fränkischer Stil auch im burgundischen Gebiet zu erkennen, was auf eine Verstärkung des fränkischen kulturellen Einflusses auf die Burgunder hinweist. Man wird daher gut tun, die noch vor wenigen Jahren unwidersprochene Hypothese nochmals gründlich zu prüfen.

Das Verdienst des Werkes liegt darin, durch die Herausgabe der wichtigsten datierbaren Typen eine neue Grundlage für die Forschung geschaffen zu haben. O. T.

G. Bersu, Das Wittnauer Horn. Seine ur- und frühgeschichtlichen Befestigungsanlagen. Mit Beiträgen von J. Rüeger und O. Schlaginhaufen. Monographien zur Schweizerischen Ur- und Frühgeschichte, Band 4. Herausgegeben von der SGU., Verlag Birkhäuser, Basel 1945. Mit 118 S., 134 Abb. auf 42 Taf. und 4 zweifarbigen Beilagen.

Trotz beinahe unüberwindlichen kriegsbedingten Schwierigkeiten gelang es dem Verfasser und dem Institut für Ur- und Frühgeschichte in Basel den lange ersehnten Band über das Wittnauer Horn mit seinen Ergebnissen über die Grabungen in den Jahren 1934 und 1935 (26. JB. SGU., 1934, 68) in textlich und bildlich mustergültiger Weise herauszubringen. Die Grabung bedeutete für unser Land nicht nur eine fachliche Musteruntersuchung, sondern in ihren Ergebnissen auch einen kulturellen Schlüssel, der ur- und frühgeschichtliche Verhältnisse der Schweiz richtunggebend aufklären wird. Wenige neolithische und frühbronzezeitliche Funde weisen nicht

auf Besiedlung des Horns hin; sie können von Jägern liegen gelassen oder von den spätern Siedlern an die Fundstelle verschleppt worden sein. Die Bronzesiedlung, nach Ausweis der Funde in die jüngste Stufe des Pfahlbaus Alpenquai in Zürich zu setzen, war durch eine 50—60 m lange Trockenmauer geschützt, die mit ungefähr 24 000 m³ Baumaterial, von dem ein Drittel Holz und der Rest Stein und Lehm waren, auf einen ungeheuren Arbeitsaufwand schließen läßt. Im Innern der Anlage reihten sich etwa 35 Häuser an den Nordhang, 30 Häuser an Südhang, und vier Häuser standen mitten in der Hochfläche. „Rechnen wir für ein Haus nur sechs Bewohner, so hätten wir eine ständige Einwohnerzahl von 400 Köpfen.“ Für die Siedlung der Hallstatt-D-Stufe nimmt Bersu an, daß sie die Häuser der späten Bronzezeit weitgehend wieder benutzen. Den am Ende der Bronzezeit abgebrannten Hauptwall bauten sie um und legten ihm in ungefähr 140 m Entfernung einen Vorwall vor. Die Befestigung ist aber nie vollendet worden. Ob dies unter dem Druck der nachfolgenden Latènebevölkerung unterblieben ist, läßt der Verfasser unbeantwortet. Er vermutet, daß der unbesiedelte Raum zwischen Haupt- und Vorwall für die Unterbringung des Viehs gedient habe, da im eng überwohnten Hauptinnenraum weder Scheunen noch Speicher festgestellt werden konnten. — Die Anlage der römischen Zeit ist für das 3. Jh. durch Funde gesichert. Die relativ starke Befestigung an dieser ungewohnten Stelle läßt die Vermutung aufkommen, daß sich hier eine Gruppe romanisierter Bevölkerung unter der Leitung eines im Festungsbau Erfahrenen in der Notzeit der dauernden Germaneneinfällen in der Mitte des 3. Jh. mit ihrer Fahrhabe zu organisiertem Widerstand zusammenfand. Für die Festungsanlage, die wiederum die bereits vorhandenen Schutzruinen benützte, gibt es bis zur Zeit in der Schweiz keine und im Ausland nur wenige Parallelen. Das Torschema ähnelt den ältesten ägyptischen und vorderasiatischen Festungen und ist im hellenistischen Festungsbau üblich. Da im 3. Jh. die orientalischen Einflüsse in der römischen Provinzialkultur des Abendlandes immer mächtiger wurden, darf wohl der Schluß gewagt werden, daß die Abschlußmauer des Wittnauer Horns nicht einem Baumeister zu verdanken ist, dem die Festungsarchitektur der Limeskastelle geläufig war, sondern vielmehr die der Berg- und Stadtbefestigungen des Orients. — Nachrömische Funde sind auf dem Horn so außerordentlich selten, daß mit Sicherheit behauptet werden darf, daß die Bewohnung mit der römischen Zeit ihren definitiven Abschluß gefunden habe.

Wir haben auf dem uns zur Verfügung stehenden gedrängten Raum nur das Wesentlichste aus dem Gang der Besiedlung wiedergeben können. Das Werk Bersus ist aber so voll interessanter Probleme von geradezu europäischer Bedeutung, so reizvoll in der Lösung von Detailfragen, daß man immer wieder versucht ist, auf Einzelheiten näher einzugehen. Bei einer ins feinste ausgebildeten Ausgrabungstechnik ließen sich die genialen Rekonstruktionsversuche aller baulichen Anlagen sehr wohl verantworten. Sie sind wohl überlegt, sauber herausgearbeitet und zaubern ein farbenfreudiges Bild des Lebens auf dem Wittnauer Horn in der Ur- und Frühzeit vor unser geistiges Auge. K.K.-T.

Walter Drack, Die helvetische Terra sigillata-Imitation des 1. Jahrhunderts n. Chr. — Schriften des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Heft 2, Basel 1945. Verlag des Institutes Rheinsprung 20. 166 S., 6 Abb., 20 Tafeln.

In dieser Basler Dissertation liegt zum erstenmal eine umfassende, nicht nur auf einen Fundort beschränkte, monographische Bearbeitung römischer Keramik der Schweiz vor, und zwar für eine Keramikgattung des 1. Jh. n. Chr., die vor allem im helvetisch-raurakischen Gebiet eine von den übrigen römischen Provinzen gut zu scheidende Sonderentwicklung erfahren hat.

Die einheimischen Imitationen des italischen Formenschatzes der importierten Terra sigillata zu verfolgen, ist eine der reizvollsten Aufgaben der römischen Keramikforschung, denn hier zeigt sich in besonderer und oft recht verwickelter Weise ein Teil des Romanisierungsprozesses der Provinzen versinnbildlicht. Man sieht die Durchdringung von Althergebrachtem und Neuem in vielfältiger Abstufung vor sich und an Gefäßprofilen liest der Archäologe Geschichte ab: Eroberung und Unterwerfung, Verständnis und Unverständnis, bereitwillige Aufnahme oder Ablehnung und schließlich Neuaufbau aus heterogenen Elementen.

In seinem ersten, allgemeinen Teil gibt Drack zunächst einen sehr willkommenen Überblick über den Stand der Forschung. Denn es ist nicht immer leicht, sich zwischen den durch verschiedene ältere Publikationen geprägten Begriffen und Formtypen hindurchzufinden. Drack stellt für die helvetischen Formen wiederum eigene Typen-Nummern auf und eine vergleichende Tabelle am Schluß der Arbeit gibt Aufschluß über alle diese Typen und ihre Sigillatavorbilder, wobei die Reichhaltigkeit des helvetischen Materials recht in die Augen springt. Darauf folgt eine kurze Beleuchtung des Fundgebietes, das fast ausschließlich nordschweizerisch ist. Allein auf Vindonissa entfallen 88,5 % des gesamten Studienmaterials. — Ein eingehender Abschnitt ist den verschiedenen Techniken der Sigillata-Imitationen gewidmet, deren der Verfasser acht unterscheidet. (Wobei zu sagen ist, daß man vielleicht doch beim Vorhandensein von nur 1—2 Belegstücken von der Aufstellung einer eigenen „Gruppe“ absehen sollte.)

Einen Hauptabschnitt bildet die Datierung der helvetischen Terra sigillata-Imitationen. Ausgangspunkt sind dabei datierte Töpferstempel aus geschlossenen Fundkomplexen, die allerdings sehr selten sind. An erster und entscheidender Stelle stehen hier die beiden Stempel des Töpfers Vepotalus, die in Basel in einheitlichen Komplexen gefunden wurden, die zu den frühesten römischen Funden nördlich der Alpen zählen und die auf Grund der mitgefundenen arretinischen Sigillata ins 2. Jahrzehnt vor Chr. zu datieren sind. Die einheimische Produktion sigillata-imitierenden Geschirres setzt also sofort und gleichzeitig mit den frühesten echten Sigillata-Importen ein und diente sicher, genau wie diese, vornehmlich der Belieferung des römischen Militärs.

Auch einige gut beobachtete Fundkomplexe aus Vindonissa geben chronologische Anhaltspunkte, insbesondere für verschiedene Stempelformen des Töpfers Villo aus spätaugusteisch-tiberischer Zeit. Ebenso ergibt sich die Datierung des Töpfers Agisius wegen seiner Vergesellschaftung mit der Töpferware der Windischer XI. Legion in flavische Zeit.

Daneben erstet selbstverständlich aus der Relation der Nachahmungen zu ihren zeitlich gut fixierten echten Sigillata-Vorbildern eine Chronologie. Allerdings möchten wir hier der Ansicht des Verfassers, daß z. B. die arretinischen Formen bei uns nur so lange nachgeahmt wurden, als diese selbst in Mode waren, nicht restlos zustimmen. — Ferner bieten die Stempelformen zeitliche Wegweiser. Früh sind die zweizeiligen und die Rahmenstempel, Rechteckstempel und solche mit konkaven Breitseiten. Etwas jünger sind solche mit konvexen Schmalseiten, die der claudischen Periode angehören. Aus der Spätzeit stammen große Stempelbilder und Stempel in Form von Fuß- und Schuhsohlen.

Höchst bemerkenswert ist die Dracksche Feststellung, daß im helvetischen Kreise bei mehrfacher Stempelung der Teller neben dem Zentralstempel stets vier Radialstempel auftreten, ganz wie bei den Arretinern. Dies steht im Gegensatz zur Übung der Belgier, wo die dreifache Radialstempelung das übliche ist — eine Tatsache, auf der jüngst noch A. Oxé, der beste Kenner dieser Materie, eine weit ausgreifende Theorie über die TS-Imitationen aufgestellt hatte.

Nach der Technik werden vier verschiedene Zeitgruppen unterschieden. Die erste, augusteisch-frühtiberische, umfaßt nur rote Ware; die zweite, tiberisch-frühclaudisch, ebenfalls rote Ware und den Beginn der schwarzen Ware, der um 35 n. Chr. fixiert wird. In claudisch-neronischer Zeit nimmt die schwarze Ware stark zu und daneben gibt es rote und in Vindonissa auch geflammte Sigillata-Imitationen. Die letzte, spätneronisch-flavische Gruppe ist vor allem durch braun überzogene Ware gekennzeichnet.

Herstellungszentren und Verbreitung der helvetischen Imitationen zeichnen sich vorläufig nur erst in sehr vagen Umrissen ab. Von großer Wichtigkeit ist die dann folgende Zusammenstellung von 54 helvetischen Töpfernamen und ihrer sprachlichen Verteilung. — Es ist anzunehmen, daß die helvetischen Töpfer alle kleine, selbständige Handwerker waren. Nur die Werkstatt des Villo wie auch die der XI. Legion in Windisch können eventuell größere Fabrikbetriebe gewesen sein.

Im zweiten, typologischen Teil werden dem Leser an Hand von zahlreichen Beispielen auf übersichtlichen Typentafeln die einzelnen Gefäßformen vorgeführt. Es handelt sich um 22 Typen, nämlich 6 Teller-, 12 Tassen- und Schälchen- und 4 Schüsselformen. Auf Grund der verschiedenen

Techniken, der Stempel, der Fundorte und mit Hilfe von Vergleichen von auswärtigen Parallelen wird für jeden Typ und seine Untergruppen die Datierung ausführlich diskutiert und festgelegt. Diese Feststellungen werden künftig für alle neuen Bestimmungen und Bearbeitungen von helvetischer Sigillata-Imitation von grundlegender Wichtigkeit sein und sie werden ein unentbehrliches Hilfsmittel bei jeder neuen römischen Ausgrabung des 1. Jh. darstellen.

Für einige, unwesentliche Punkte sei hier noch eine abweichende Meinung vorgetragen: Die Boden- und Standringform des Tellers Taf. I, 4, aus Allschwil beruht auf einer nicht ganz richtigen Gipsrekonstruktion und das Stück sollte deshalb lieber aus dem Spiel gelassen werden. Trotzdem kann die von Drack aufgestellte Gruppe I C der Teller mit Hängelippe aufrecht erhalten bleiben; denn diese Form des Randprofils ist verschiedentlich anzutreffen. Es handelt sich also gewiß nicht, wie Drack meint (S. 64), um ein Importstück. Ebenso ist es nicht zutreffend, daß der flache Standring, der in der belgischen Keramik das Übliche ist, bei uns gar nicht auftritt. Er ist nur seltener, kann jedoch verschiedentlich belegt werden, besonders bei der grauen und schwarzen Ware. So hat z. B. das bei Drack unter Stempel Nr. 93 (Traxtus) aufgeführte schwarze (nicht rot, wie es dort versehentlich heißt) Tellerbruchstück einen schmalen, ganz flachen Standring. — Zu dem Unikum Taf. VI, 14, sei bemerkt, daß diese Form ebensogut wie auf den Sigillatotyp Haltern 7 auch auf die gallische Schalenform Mont Beuvray, bei Bulliot Taf. XXVI, 11, zurückgeführt werden könnte. — Zu Dracks Typ 20 (S. 92 f.): diese Schüssel kommt z. B. in Augst auch sehr häufig ohne besondere Lippe und ohne die Leiste um den Omphalos vor, also in der gleichen Ausprägung wie am Mittelrhein. — Abb. 4 auf S. 97 gehört meines Erachtens nicht zu einer Schüssel mit Wandknick, sondern zu einem Napf mit Hängelippe (vgl. Ettliger, Allschwil, Abb. 4, 26—28). oder einer Tasse wie Drack, Taf. VII, 24.

Der dritte Teil des Buches gibt die für den Fachmann außerordentlich wichtigen Kataloge. Der umfangreiche Stempelkatalog ist natürlich eines der wichtigsten Resultate der vorliegenden Arbeit. Die Tabelle mit der graphischen Datierungsübersicht der einzelnen Töpfer allein schon bietet eine außerordentliche Bereicherung unseres Wissens und wir sind froh darüber, daß W. Drack sie nach mühevoller Einzelbeobachtung aufstellen konnte. — Sehr angenehm ist die kurze Auf-führung der einzelnen Fundorte mit den dazugehörigen Literaturangaben, ferner einige Karten, die eine vorläufige Übersicht über Stempel und einige Keramikformen geben.

Im ganzen gesehen, eine Arbeit, die die Römerforschung in der Schweiz einen großen Schritt vorwärtsgebracht hat und die fortan zum willkommenen Handwerkszeug auf diesem Gebiete gehören wird. Das Werk ist außerordentlich gründlich, berücksichtigt alle Einzelheiten und übt bei aller Vielfältigkeit eine sorgsame Beschränkung auf das Wesentliche. — Wir danken Walter Drack aufs beste für dieses Buch, das uns wieder ein Stück Kulturgeschichte des Altertums darlegt. E. Ettliger.

O. Marti, Die Götter unserer Ahnen. Mythos, Kultus und Recht der Ur- und Frühzeit im Schweizerland. Mit zwei Karten. 1944. Verlag Marti-Gasser, Bern. XII und 214 Seiten.

Es war uns ein besonderes Bedürfnis, die Besprechung dieses Buches, die Felix Stähelin in den Basler Nachrichten, Nr. 533, vom 12. Dezember 1944, erscheinen ließ, in unserem Jahrbuch nachdrucken zu dürfen. Wir danken dem Verfasser, daß er uns dafür die Erlaubnis erteilt hat.

„Ein Neuling, der keiner Schule oder Richtung angehört“, unternimmt es hier, „gar manchen stolzen Gedankengebäuden das bisher für unerschütterlich gehaltene Fundament zu rauben.“ Gestützt auf ein Forschungsmaterial, das zum guten Teil in Sprachgut besteht, „dringt der Autor in das Geistesleben der Vorzeit ein, und es gelingt ihm, in großen Zügen die Glaubensvorstellungen“ unserer Ahnen zu ergründen. So wird es auf dem Waschzettel und im Vorwort verkündet.

Wer sind nun unsere Ahnen? „Die Bevölkerung der Schweiz ist nicht germanischer, auch nicht keltischer Herkunft“; ihre Vorfahren waren schon seit Urzeiten im Lande heimisch, ihre Sprache ist der keltisierte und als dann germanisierte Abkömmling der Ursprache, für die der Verfasser die Bezeichnung „burisch“ vorschlägt. „Die Annahme, die deutsche sei eine germanische

Sprache, ist eine Behauptung, für deren Richtigkeit man den Beweis bis zur Stunde schuldig geblieben ist.“ Der Verfasser setzt ausdrücklich voraus, „daß die Indogermanistik ihren Totalitätsanspruch aufgeben muß und man endlich demjenigen Sprachgut Recht wiederfahren läßt, das schon seit Urzeiten im Lande heimisch und heute noch im Deutschen, namentlich in der Mundart, zum guten Teil lebendig ist.“

Das Programm ist in hohen Tönen gehalten, und mit gespannter Erwartung tritt der Leser an die Frage heran, wie es um die Zuverlässigkeit der Beweise steht. Alles hängt von der sprachlichen Grundlage ab; ist sie haltbar, so wird vielleicht auch der auf ihr errichtete religionsgeschichtliche Hypothesenbau hieb- und stichfest sein. Greifen wir einige beliebige Proben von Martis sprachlicher Forschungsweise heraus.

Bis jetzt glaubte man, „Teufel“ sei ein Lehnwort aus lateinisch *diabolus*, griechisch *diabolos*. Mit nichten! nach Marti hängt „Teufel“ (mundartlich „Tüfel“) mit „tief“ (mundartlich „tüf“) zusammen und bedeutet „Dämon oder Gottheit der Tiefe“. Das Gegenstück zum Teufel, den Engel, enthalten Ortsnamen wie Engelberg, Engelburg. Marti glaubt, daß diese Namen mit dem christlichen Kult in keiner Beziehung stehen, „Engel“ also hier nicht von lateinisch *angelus*, griechisch *angelos* abgeleitet sei. Dagegen bringt er den Ausdruck in Verbindung mit Engel-land (England), das seinerseits kaum nach dem Volk der Angeln benannt sei, sondern wahrscheinlich eher nach den seligen Toten, die man schon in vorchristlicher, „burischer“ Zeit als „Engel“ bezeichnete. Keltischem Glauben, der freilich nicht vor Ende des vierten Jahrhunderts nach Christo bezeugt ist, galt Britannien als das Land der Toten; allnächtlich, so meinte man, führten geheimnisvolle Schiffe die Seelen auf die Insel.

Bekanntlich ist aus Britannien die Lehre der Druiden nach dem Festland gekommen. Den Namen dieses keltischen Priesterstandes hat Rudolf Thurneysen 1926, in Erinnerung an den von Plinius beschriebenen Zauberritus mit der Eichenmistel, einleuchtend als „Eichenkundige“ gedeutet. Das Wort enthält zwei Stämme; der erste hängt mit griechisch *drys*, englisch *tree* zusammen, der zweite mit lateinisch *videre*, deutsch „wissen“. Marti belehrt uns eines besseren: der Ausdruck „Druide“ ist in drei Bestandteile zu zerlegen, nämlich *d-* („tun, machen“) + *ru* („Ruhe“) + *ida* („kundig“, verwandt „Idee“ und lateinisch „Idus“, Monatsmitte); er bedeutet also „der des Seligmachens Kundige“, der Bewirker der Seelenruhe oder Seligkeit der Dahingegangenen, ohne dessen Vermittlung den Toten ihre Angehörigen kein glückliches Los im Jenseits verschaffen konnten.

Mittels Zerlegung der Wörter fördert Marti auch sonst Erstaunliches zutage. Der Ortsname Saint-Sulpice enthält nach seiner Lehre die Stämme *sul* (angeblich keltisch „Sonne“) und *pu* („Bau“); sein Sinn wäre also „Sonnenbau, Sonnenwerk“.

Mit Abspaltung von Präfixen und Suffixen läßt sich Überraschendes erreichen. Besonders ein Präfix *s-*, das „Haupt, Höhe, oben“ bedeuten soll, hat es dem Verfasser angetan. Er findet es z. B. in all den Dorfnamen, die nicht auf *-dorf*, sondern auf *-storf* endigen (Jegenstorf u. ä.: das sind nicht gewöhnliche Dörfer, sondern „Hochdörfer“ „oder Hauptdörfer“, wohl eigentlich uralte Kultzentren. Entsprechend trägt beispielsweise die „Schwalbe“ ihren Namen deshalb, weil sie ein *S+bal+be*, ein „Haupt-Bal-Geschöpf“, ein Hauptgeschöpf des angeblichen Sonnengottes Bal ist. — Der Ausdruck „Schweikhof“ (im Idiotikon evident richtig zu *Schweig* „Vieherde mit zugehörigem Weideplatz“ gestellt) heißt nach Marti soviel wie „Frohn- oder Herrenhof“, denn darin steckt *S+weik* „Haupt-Mensch“ (vgl. „Wicht“), d. h. „Herr“. Nebenbei wird bemerkt: „Eigentümlicherweise hat auch das *Scheich* des Vordern Orients fast die gleiche Bedeutung, was kaum Zufall ist.“ — „Stern“ darf nicht etwa mit griechisch *aster*, lateinisch *stella* verwandt sein, wie die verblendete Indogermanistik sich einbildet, sondern muß zerlegt werden in *S+tar+na* „hoch über der Erde“ (zu *tar* vgl. *terra*; *-na* ist „burisches“ Lokativ-Suffix). „Sterben“ ist zusammengesetzt aus *s+tar+be* „in die überirdische Sphäre gelangen“. Der griechische *Zeus*, in alter Zeit auch *Sdeus* ausgesprochen, erklärt sich als der „Hauptgott“ (*S+lateinisch deus!*). So bedeutet auch „Stier“ ganz einfach „Haupt-Tier“. Es kann nicht fehlen.

Das Präfix *d-*, das uns im Namen der Druiden begegnet ist, findet Marti anderwärts wieder in der Form *te-*. So in dem gallischen Wort *teuta* „Volk“, das sich zusammensetzt aus *te-* und *Uta* und demnach „Erzeugnis der Urmutter Uta“ bedeutet, deren Name auch Ortsnamen wie Utzenstorf, Utigen, Ottenhusen u. a. m. zugrunde liegen soll.

Ein „burisches“ Suffix *-nd* erblickt Marti in „Burgund“ (Kleinburgund), dem Namen der Landgrafschaft zwischen Aare und Roth. Mit den germanischen Burgundern hat das Wort beileibe nichts zu tun; seine Bestandteile sind *Bur+gu+Suffix -nd*, d. h. „Burenland“. Mittels eines andern Suffixes *-b*, das, wie schon am Wort „Schwalbe“ gezeigt wurde, auf Kreatur oder Nachkommenschaft hinweist, ist der Name „Bubine“ gebildet, eines Tochtervolkes der „Buren“, das sich durch ein *Ver sacrum* (einen „heiligen Lenzen“, wie Marti verdeutscht), vom Muttervolk abgezweigt hat. „Bub“, mundartlich „Bueb“, bedeutet nach Marti wörtlich „Bauernsohn“. In „Bubendorf“ und „Schwarzbubenland“ erkennt er noch vorhandene Spuren des Volkes der Bubine. In romanisierter Umformung, so lehrt er weiter, wurde Bubin zu „Pipin“; daher der rätselhafte „Pipingau“ (*comitatus Pipinensis*), der im Westen des heutigen Kantons Bern mehrfach für das neunte Jahrhundert belegt ist. Schon die Römer sollen so geschrieben haben. Die einzige römische Inschrift, die Marti in seinem ganzen Buche verwertet, ein Bruchstück aus Augst, soll bereits das Vorhandensein eines pipinischen Staatswesens (*rei publ. Pipnat. . .*) bezeugen. Fatalerweise macht der Verfasser hier von einer mangelhaften alten Lesung Gebrauch, die Mommsen längst im Inschriftencorpus (XIII 5268) verbessert hat: [*bono*] *rei publ. per (petuo) nat(us)* „zum ewigen Heil des Gemeinwesens geboren“. Die „Pipine“ sind aus der Antike restlos verschwunden. . .

Man könnte viele Spalten lang so fortfahren und noch Hunderte von Fündlein ähnlichen Schlages an den Pranger stellen. Das Gesamtergebnis würde sich nicht ändern.

Wem Methoden wie die vorgeführten einen vertrauenerweckenden Eindruck machen, der mag sich getrost an der Hand dieses Mystagogen in den Wunderbau seiner Offenbarungen über Geistesleben, Mythologie, Kultus und Recht der „Ahnen“ geleiten lassen.

Von dem Rezensenten verlangt man hoffentlich nicht, daß er sich auch noch mit dem Wust von Realien auseinandersetze, den der Verfasser über dem Sprachlichen aufgehäuft hat. Weder über historische noch über kultur- und religionsgeschichtliche Dinge ist in diesem Buch irgend etwas Neues zu finden, was ernstgenommen zu werden verdiente. Bisher gültige Gedankengebäude hat Marti an keiner Stelle auch nur im geringsten erschüttert, geschweige denn, daß er über tragfähigen Grundlagen einen geistigen Neubau errichtet hätte.

Einer Rezension von Konrad Müller im „Bieler Expreß“ Nr. 34 (30. Dezember) 1944, die O. Martis Buch mit gleicher Schärfe ablehnt, entnehmen wir noch die folgenden Musterchen:

„Im Volke hat sich eine alte Bezeichnung für den Tora-Gläubigen (*Tora* ist, nach Marti, die ‚burische‘ Göttin der Erde) erhalten in *Torebueb*; dieser Ausdruck hat deshalb, weil der Tora-Kult ein ausgesprochener Bauernkult, der Tora-Anbeter folglich Bauer und dieser Bevölkerungsklasse in der keltischen Zeit jede Bildungsmöglichkeit verschlossen war, den Sinn von ‚Ungebildetem‘ und ‚Einfältigem‘ angenommen. Die verkürzende Sprechweise hat aus ‚Torebueb‘ bloßes ‚Tor‘ gemacht. Aus einer ähnlichen Kürzung kann übrigens auch ‚das Tor‘ entstanden sein, sofern man annimmt, daß die Öffnungen in den Dorf- und Stadtumzäunungen unter den besonderen Schutz Toras. . . gestellt waren und daher ‚Tora-Gatter‘ oder ähnlich hießen.

Die Mutter hieß burisch *Uta* oder *Ute*, orakelt O. Marti; dazu macht er die Anmerkung: *Ute*, ‚vielleicht sinnassimiliert erhalten in der Redensart ‚a armi Hutte‘!“

Fritz Maurer, Stadt und Festung Bern. Mit einem Plan. Verlag A. Francke A. G., Bern 1946.

Es wird die des Stadtrings von Bern von der vorzähringischen Zeit an bis ins 17. Jh. aufgezeigt. Wichtige Bodenforschungen der letzten Jahre haben ganz neue Lichter aufgesteckt und damit erneut bewiesen, daß auch die mittelalterliche Geschichte des Spatens nicht mehr entraten kann. Die Schrift Maurers mit dem instruktiven Plan kann jedem Freunde Berns empfohlen werden. K. K.-T.

Pierre Lambrechts, Contribution à l'étude des divinités celtique. Bibliothèque de la Faculté des lettres de l'Université royale de Gand, Belgique, 1942, 197 p., 1 fig., 24 pl.

Nous sommes fort pauvres en sources littéraires celtiques, puisqu'aucun texte de cette époque n'a survécu. Les renseignements que fournissent les auteurs grecs et romains sont extrêmement sommaires. Toutes les tentatives entreprises jusqu'à aujourd'hui pour percer le „mystère celtique“, et en particulier celui de la religion, se heurtent à ce défaut de textes. Les sources principales des recherches, dans ce domaine, sont l'épigraphie et l'archéologie. Mais l'on n'est qu'au début de travaux encore mal nourris. Il faut donc féliciter M. Lambrechts d'avoir réuni en un recueil bien distribué, tout ce qu'on sait au sujet des divinités celtiques. Son ouvrage facilitera grandement des recherches ultérieures.

Le fait que l'étude de M. Lambrechts a paru en 1942, sous l'occupation étrangère, en Belgique, explique au surplus les lacunes assez grandes qui rendent son ouvrage quelque peu incomplet. Il ignore à peu près tout des trouvailles celtiques faites sur le territoire helvétique, et dont certaines sont pourtant de nature à enrichir le travail dont il s'agit. La date de parution, 1942, explique aussi pourquoi l'auteur a totalement ignoré le remarquable travail de M. Denis van Berchem, prof. à l'Université de Lausanne, sur Jupiter-Taranis, à l'occasion d'une trouvaille à Massongex (paru dans la Revue historique vaudoise 1945).

Malgré ces imperfections, qu'il est aisé au savant suisse de combler, le livre de M. Lambrechts demeure un document de premier ordre. Les nomenclatures, les cartes de répartition géographique sont bien faites. L'illustration est abondante.

M. Lambrechts définit les principales divinités celtiques: le dieu à la pose bouthique, le dieu tricéphale, le dieu au serpent, Taranis-Jupiter à la roue, le cavalier au géant anguipède, le dieu au maillet, le couple divin des Eduens. La transposition des divinités celtiques en celles relevant du panthéon romain est bien étudiée, encore que ce soit un sujet d'une ampleur que M. Lambrechts semble ne pas avoir épuisée.

Le danger d'études de ce genre, on le sent en lisant la publication de M. Lambrechts, c'est qu'en voulant faire une synthèse, on risque de négliger des aspects régionaux point négligeables, pourtant. En lisant M. Lambrechts, nous avons lu parallèlement une admirable étude de M. Fernand Benoît sur l'Art primitif méditerranéen de la vallée du Rhône (la Sculpture), Paris, 1945, dans laquelle ce dernier auteur s'attache à commenter, avec une maîtrise indiscutable, les trouvailles de Roquepertuse, d'Entremont, d'Ollioules et autres lieux du sud de la France, où reparais-sent des divinités celtiques, notamment le dieu à la pose boudhique. Or, M. Benoît aboutit à des conclusions diamétralement opposées à celles de M. Lambrechts.

Nous nous garderons bien de donner raison à l'un plutôt qu'à l'autre. Mais rien ne nous empêchera de conseiller la lecture de l'étude de M. Benoît à qui voudra connaître le fruit des recherches d'une longue vie savante, et de dire que l'ouvrage de M. Lambrechts doit être recommandé à qui recherche des déterminations de certaines divinités celtiques, ou des matériaux de comparaison, des références et une bibliographie. Edg. Pelichet.

Kaj Birket-Smith, Geschichte der Kultur. Eine allgemeine Ethnologie. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. Hans Dietschy. Verlag Orell Füßli, Zürich 1946. 587 S., 351 Abb. und 6 Karten.

Das vorliegende Werk, das uns in mustergültiger Übersetzung und glänzender Ausstattung vorgelegt wird, führt in klarer Sprache in den Sinn und die Methode der ethnologischen Forschung ein. Es zeichnet ein Bild des kulturellen Werdens, schließt also auch die urgeschichtlichen Perioden mit ein und weist die Übergänge, Wanderungen, Verbindungen nach soweit dies der heutigen Forschung möglich ist. Überraschend zahlreich und anschaulich sind die herangezogenen Beispiele aus aller Welt, die zudem den großen Vorteil haben, die wertvollen Schätze des dänischen Nationalmuseums in Kopenhagen in wertvollen Stücken auch dem deutschsprachigen Forscher zugänglich zu machen. Wir stehen nicht an, zu erklären, daß dieses Werk eine Lücke schließt und gerade dem Urgeschichtsforscher wertvolle Hinweise zu geben vermag, deren er sich oft mit Vorteil

bedienen wird. Die Ausführungen über die Urgeschichte Amerikas verdienen dabei unser besonderes Interesse. K.K.-T.

Martín Almagro, *Introducción a la Arqueología. Las Culturas prehistóricas Europeas*. Editorial Apolo, Barcelona 1941. 469 p., 336 fig.

Die urgeschichtlichen Verhältnisse Spaniens namentlich im Neolithikum und in der Bronzezeit sind für die Beurteilung der mitteleuropäischen Besiedlung von größter Bedeutung. Es ist daher nicht ohne Bedeutung, daß ein spanischer Forscher vom Format Almagros eine allgemeine Urgeschichte schreibt vom Standpunkt der iberischen Forschung aus gesehen, die auch für denjenigen, der nicht spanisch versteht, doch einigermaßen lesbar wird durch die ungemein vielen Abbildungen, sofern man sich der französischen, italienischen oder lateinischen Sprache bedienen kann. Der Schweizer Urgeschichtsforscher mag einigermaßen bedauern, daß für die Pfahlbauten nur die Michelsbergerkultur in Anspruch genommen wird, und zwar ohne Nennung unseres Landes und einer einzigen Fundstelle. Es ist aber das Schicksal einer derartigen zusammenfassenden Arbeit beim Zusammendrängen des Stoffes einzelnen Teilen etwas Gewalt antun zu müssen. Wir stehen nicht an, unsern aktiven Mitgliedern dieses Werk auf das wärmste zu empfehlen. K.K.-T.

XIV. Literatur von 1943—1945

Ammann P., Boesch P. und Siomonett C., Römischer Gutshof. Kommentare zum Schweiz. Schulwandbilderwerk, 8. Bildfolge. — Bild 40. Zürich 1943. 39 S., 12 Abb.

Andrist D., Urzeitliche Wanderfischer im Bürenamt. *Hornerblätter* 1944, S. 24—32, 14 Abb.

A. O., Ritrovamenti archeologici a Cadro. *Boll. Stor. Svizz. ital.* 1946, p. 25—26, 1 fig.

Aventicum. Plan de la ville romaine. 1 : 3700. Edité par l'Association Pro Aventico, Avenches 1945.

Bächler H., Altsteinzeitliche Knochenwerkzeuge oder Bärenschliffe? Eine Erwiderung. 34. JB. SGU., 1943, S. 107—139.

Bär-Brockmann M., Kempraten 1944. *Ur-Schweiz* 1944, S. 79—81. 2 Abb.

Bandi H.-G., Luftbild und Urgeschichte. 33. JB. SGU., 1942, S. 145—154, 1 Abb., 2 Taf.

— Nochmals die Frage: Überwinterte das Rentier bei uns, oder zog es im Winter mitsamt der Bevölkerung nach Süden ab. 35. JB. SGU., 1944, S. 113—118.

— Erfahrungen der Vermittlungsstelle für Fliegeraufnahmen. *Ur-Schweiz* 1945, Heft 3, S. 49—58, 6 Abb.

— Angelhaken aus dem Magdalénien. *Ur-Schweiz* 1946, S. 2—5, 3 Abb.

Bassetti A., I Leponti. *Appunti per la storia dei populi alpini*. Estr. Svizz. Ital., Locarno 1943, p. 10.

— Note circa l'antichità dei passaggi alpini. *Briciole Storia Bellinz.* 1944, No. 3, p. 109—111.

— La civiltà del ferro nella Svizzera Italiana con speciale riguardo a Castaneda preistorica. „*Historia*“, fasc. 2. Poschiavo 1944. 16 p., 12 fig.

Bay R., Die Gräberfunde aus der reformierten Kirche Liestal. *Tätigkeitsber. NG. Baselland*, 1942, S. 69—116, 15 Abb.

— Das neolithische Skelett von der unteren Bsetzi bei Thayngen (Kanton Schaffhausen). *Bull. Schweiz. Ges. f. Anthr.* 1943/44, S. 5—6.

Beau P., Epée de la Tène, du lac de Neuchâtel. 34. JB. SGU., 1943, p. 166—167, 1 pl.

Beck D., Urgeschichtliches aus Liechtenstein. *Ur-Schweiz* 1943, Heft 4, S. 77—82, 3 Abb.

— Ausgrabung auf dem Eschner Lutzengüetle 1943. *JB. Hist. Verein Liechtenstein* 1943, S. 73—83, 12 Abb.

— Ausgrabung auf dem Eschner Lutzengüetle 1944. *JB. Hist. Ver. Liechtenstein* 1944, S. 95—109. 1 Plan, 22 Abb.